

Wie ich mich endlich kennen lernte

Autor(en): **Presber, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **9 (1905-1906)**

Heft 7

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662607>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Noch eine andere eigentümliche Sitte herrscht in mehreren Gegenden Norddeutschlands. Am Abende vor Ostern, wenn das Osterfest eingeläutet wird, steigen die Bauernburschen auf den Turm, um beim Läuten zu helfen und Sorge zu tragen, daß dasselbe möglichst lange währe. Wird an diesem Abende nämlich lange geläutet, so wächst, wie das Volk glaubt, auch der Flachs in dem Jahre lang. Sicherlich hängt diese Sitte ebenfalls mit dem alten Osterfeste zusammen, denn die Göttin Ostara war zugleich eine Beschützerin des Flachses.

Widerspruch.

Weilst du bei mir, dann geh' ich stumm
Und still an deiner Seite;
Kein Wort, kein Blick verrät, warum
Ich dir mein Leben weihte.
Kaum reich' ich dir zum Kuß den Mund,
Hältst du mich heiß umfängen,
Als wär' die Liebe bis zur Stund'
An mir vorbei gegangen.

Doch drückst du scheidend mir die Hand,
Dann möcht' ich Dich umfassen,
Als müßt' ich ewiglich das Pfand
Des Glückes von mir lassen.
Zum Munde drängt sich Wort und Kuß,
Mein Lieben Dir zu sagen . . .
Du aber gehst, und einsam mußt
Ich Sehnsucht nach Dir tragen.

Clara Forrer, Zürich.

Wie ich mich endlich kennen lernte.

Von Rudolf Presber.

Ein Satz von Schelling hat mir immer sehr gut gefallen. „Der Mensch wird in dem Maße größer,“ sagt der Philosoph, der den letzten Grund alles unseres Wissens nur im Ich sieht, „als er sich selbst und seine Kraft kennen lernt“.

Als ich kürzlich diesen verständigen Satz wieder in meinem Notizbuch fand, in dem ich gute Worte, die mir bei der Lektüre imponieren, niederzulegen liebe, da beschloß ich ernstlich, danach zu handeln und mich und meine Kraft endlich mal kennen zu lernen.

Das ist nun durchaus keine so einfache Sache. Andere Leute kennen zu lernen, ist ja leicht. Man klappt die Hacken zusammen, lüftet den Hut, spricht seinen Namen so rasch und unverständlich wie möglich, stellt sich vor, sucht eine gemeinsame Beziehung und trinkt bei erster Gelegenheit einige Flaschen Wein mit dem Auszuforschenden. Zwischen der dritten und fünften Flasche pflegen alle Unklarheiten beseitigt zu sein, und eine angenehme Deutlichkeit waltet in der angeregten Unterhaltung ob. Nach der fünften Flasche freilich pflegen die Versuchsobjekte einen bedenklichen Hang zum Ausschneiden an den Tag zu legen und ersetzen gern das, was ihren blumenreichen Mitteilungen an innerer Wahrhaftigkeit fehlt, durch kräftige, überlaute Beteuerungen, die ohne psychologischen Nutzen sind und an den ruhigeren Nachbartischen oft unangenehm bemerkt und heftig gemißbilligt werden.

Also, wie gesagt, die anderen kennen zu lernen, ist kein Kunststück. Aber sich selbst —? Wer in kindlicher Übereilung behauptet, das sei leicht, dem sage ich: Jawohl, es ist genau so leicht, wie sich selbst einen Ruß zu geben.

Mit einem Wort, der durch Schellings tiefen Ausspruch angestachelte Ehrgeiz ließ rasch wieder nach, sobald ich der Schwierigkeiten gedachte, die mit dem Versuch notwendig verbunden waren. Aber da fand ich in demselben Büchlein ein zweites köstliches Wort des vortrefflichen Denkers: „Gebt dem Menschen das Bewußtsein dessen, was er ist, und er wird auch bald lernen, zu sein, was er soll“.

Auch dieser Schelling'sche Satz unterscheidet sich von so manchem anderen, was er gesagt, durch eine angenehme Klarheit und erfreuliche Verständlichkeit. Und da es Situationen in meinem Leben gegeben hat, wo ich ganz entschieden nicht wußte, was ich sollte, — ich erinnere mich, um ein besonders schreckliches Beispiel zu nennen, noch sehr gut des Augenblicks, als mir in der mündlichen Prüfung im Abiturium der weißgelockte Schulrat in der lebenswürdigen Weise, in der er die unangenehmsten Dinge zu verlangen pflegte, die Kreide in die Hand drückte und mich ersuchte, doch mal rasch an der Tafel ein paar Tangenten an einen Kegelschnitt zu konstruieren; er hätte mir mit demselben Erfolg befehlen können, ich solle Eier legen oder ein bißchen am Plafond des Kassenzimmers der Prima auf- und abgehen — da es, wie gesagt, solcher Momente in meinem Leben mehrere gegeben, und ähnliche leider auch in Zukunft zu erwarten waren, so beschloß ich, daß das anders werden sollte. Ich wollte mir möglichst rasch und gründlich das Bewußtsein dessen verschaffen, was ich bin, um ein für allemal zu wissen, was ich soll.

Aber bei wem mich erkundigen?

Mein Freund Theodor zum Beispiel würde sein Urteil dahin zusammenfassen: ich sei kein Spielverderber.

Ein braver Mann, der vor zehn Jahren in Heidelberg Nachtwächter war, würde urteilen: ich lasse mich von der nächtlichen Einsamkeit der Straßen gern zu einem Gesang anregen, der mehr meiner persönlichen Stimmung, als den Wünschen der Anwohner entspreche.

Ein reimloser Stammeldichter, den ich kürzlich eine unfähige Kummerwurz genannt habe, würde mich für den größten Esel zwischen Spitzbergen und dem Kap der guten Hoffnung erklären.

Und irgendwo würde am Ende auch eine niedliche kleine Person errötend erklären, ich sei „gar ein lieber Kerl“ . . . Wirklich nur eine würde das erklären; und ich bekenne, daß ich sie nicht für unparteiisch halte und sie als vorsichtiger Richter nicht zum Eid zulassen könnte.

Also: der endlichen Feststellung dessen, was ich bin, standen erhebliche Schwierigkeiten im Wege. Eine Autorität auf dem Gebiete der Psyche aufzusuchen, dazu fehlte mir der nötige Mut. Die Leute fragen so viel und so unangenehm. Und nachher sagen sie einem noch Grobheiten zu 20 Mark das Stück.

Da brachte mich eine Annonce jüngst auf den Weg zum Heil. Ich las sie beim Friseur. Zufällig. Sie fiel mir auf, weil gerade ein fetter Klex von Pomade oder Haaröl an der Stelle war: „Graphologie!“ Jamohl, der Graphologe, der Weise unserer Zeit, sollte mir's sagen; oder vielmehr die Graphologen. Einer reicht nicht. Ich vermute, mein Seelenleben ist ziemlich kompliziert. Da müssen schon mehrere befragt werden; und erst die Übereinstimmung wird volle, befreiende Klarheit bringen. Wie ich mich freue!

Um nicht etwa durch den Inhalt der Schriftprobe schon das Urteil in eine bestimmte Richtung zu lenken, beschloß ich, an alle ein und denselben Satz zu schicken. Aber welchen? Einen törichten, simplen oder doch jedenfalls unverfänglichen Satz, der mit meiner Lebensanschauung, meinem Schicksal, Beruf möglich wenig zu tun hat.

Ich denke an ein Zitat, das ich schreiben könnte. Etwa „La parole a été donnée à l'homme pour —“ aber nein, es muß natürlich ein deutscher Satz sein in deutschen Lettern. Also vielleicht aus Herders „Gerettetem Jüngling“: „Eine schöne Menschenseele finden, ist Gewinn“. Auch das geht nicht, das könnte als Wink gedeutet werden, als heimlicher Bestechungsversuch. Es werden heute ja so viele engagiert, um — unter dem wohlklingenden Vorwand „die Wahrheit zu ergründen“ — eine „schöne Menschenseele“ herauszurechnen ... Aber was in drei Teufels Namen soll ich als Schriftprobe geben?

Da kommt mir ein guter Einfall. Ich schlage einfach ein Zeitungsblatt auf und deute blindlings mit dem Finger. So, hier! Das schreib' ich als Probe nieder. Ich habe dabei keine besonders glückliche Hand bewiesen. Ich bin mitten ins „Lokale“ geraten mit dem Zeigefinger; und gerade, wo ich getippt habe, steht zu lesen:

„Auf dem heutigen Viehmarkt sind angefahren fünfundsiebzig Mutter-schweine, hundertundzwanzig Ferkel, hundertundzwei Ochsen —“

Auf meine Seelenstimmung wirft jedenfalls der Satz keinerlei Licht. Um so besser!

So weit mag's als Schriftprobe genügen. Ich gebe mir also keine sonderliche Mühe und schreibe genau wie immer, nicht anders, wie minder wichtige Notizen, fünfmal:

„Auf dem heutigen Viehmarkte sind angefahren u. s. w.“

Und dann, ganz schlau, wie ich nun einmal bin, schicke ich die fünf interessantesten Niederschriften der fesselnden Notiz von den fünfundsiebzig Mutter-schweinen an fünf verschiedene gute Bekannte. Das eine Blättchen an einen Arzt; das andere an einen Advokaten; das dritte an einen Kaufmann; das vierte an einen Rentier; das fünfte an einen Kavallerieoffizier. Und alle fünf Herren bitte ich, das Blättchen von sich aus mit einem höflichen Begleitbrief an einen Graphologen zu schicken. Natürlich jedes Blättchen an einen anderen Schriftgelehrten. Und in den Begleitbriefen sollen die Herren gleichlautend sagen, daß sie aus schwerwiegenden Gründen, die sich der Erörterung durchaus



Liebespfand. Nach dem E



n Gemälde von Haigh-Wood.

entziehen, sich für den Charakter des ungenannten Mannes, der die Notiz von den fünfundsiebzig Schweinen eigenhändig geschrieben, lebhaft interessieren, und daß sie deshalb die bewährte Kunst des Adressaten in Anspruch nehmen, um endlich ins Reine zu kommen über Wert oder Unwert der betreffenden Persönlichkeit.

Und alle tun, wie ich gebeten: der Arzt, der Kaufmann, der Offizier, der Rentier und der Anwalt.

Nun wird mein armes Herz also bald Ruhe haben. Ich werde endlich wissen, wer ich bin; ich werde dann sogleich nach Schellings Satz in dem Maße größer werden, als ich meine Kraft kennen lerne und im Bewußtsein dieser Kraft auch lernen, was ich soll. Ich freue mich drei Tage lang. Kindlich freue ich mich. Denn — ich will ehrlich sein — im Grunde bin ich überzeugt, daß ich nach Lektüre der fünf Gutachten nicht nur mein Charakterbild gründlich kennen, sondern auch meinen Bekanntenkreis um eine sehr schätzenswerte Nummer vermehrt haben werde. Um eine um so schätzenswertere, als sich dieser neue Bekannte, was auch kommen mag, nie von mir lössagen, mich nicht bei anderen verklatschen und auch nicht meuchlings anpumpen kann.

. . . Drei Tage später hab' ich den ersten Brief. Ich öffne ihn nicht. Ich will erst alle fünf haben und sie zusammen genießen.

Am letzten Sonntag ist der fünfte gekommen. Mit der Zehnhrpost. Es war ein feierlicher Moment. Ich habe dem Postboten eine Mark geschenkt. Das ist wenig für die Selbsterkenntnis. Aber ich beschloß, dem Manne noch eine Mark zu schenken, wenn die fünf Herren darin übereinstimmten, daß ich — und daß ich — und daß ich — — Aber nein, das sag' ich nicht.

Es ist nämlich ganz merkwürdig gekommen.

Ich öffnete in meinem Studierzimmer, das ich sorgfältig verschlossen hatte, die Briefe. Aus jedem fielen mir zunächst meine fünfundsiebzig Mutterschweine entgegen. In jeder Notiz war einiges unterstrichen: Buchstaben und ganze Worte, rot, grün, blau. Nur einer unterstrich ganz einfach schwarz. Fünf Briefe lagen dabei. Also: „Fertig zur Kritik!“ Ich trank zwei Glas Wasser und las den ersten. Es war der Brief von meinem Freund, dem Kaufmann.

„Sehr geehrter Herr! Die mir vorgelegte Schriftprobe gehört zu den übersichtlichen Schriften —“

Aha, das dacht' ich mir!

„Es ist — ich verweise auf die hochgeschwungenen Schleifen des ‚h‘ im ‚Biehmarkt‘ — ein besonderes arithmetisches Talent, das da zu uns spricht —“

Ich bin sehr erstaunt. Mathematik — mangelhaft! Ich habe das große Einmaleins nie im Kopfe rechnen können.

„Eine übertriebene Sparsamkeit, ja, ich muß wohl Geiz sagen, drückt sich in der Raumersparung aus. Wollen Sie sich gefälligst über die fünfundsiebzig Mutterschweine beugen und beobachten, wie die Vokale fast in die Konsonanten

laufen. Ja bei den hundertzwanzig Ferkeln wird es mir sogar klar, daß es sich um einen geradezu schmutzigen Geiz handelt, der —“

Na, sei'n Sie so gut, ja! . . . Geizig? Das ist mir doch ganz neu. Da bitt' ich doch sehr, meine Mutter zu vernehmen, die wird Ihnen ins Gesicht lachen, Herr — Herr — Aber was ärgere ich mich! Also weiter!

„ . . . Geiz handelt, der allerdings mit einem ungewöhnlichen Finanzgenie, mit einem vom Glücke vermöhnten Spielermagemut verbunden ist. Ich bitte die ‚Dhfen‘ darauf zu prüfen“.

Spielermagemut . . .! Vom Glücke vermöhnt . . .! Ich habe einmal auf siebenundzwanzig Lose in einer Tombola einen Dfenschirm gewonnen, auf den eine junge Dame — leider! — Klapperrosen gemalt hatte. Und vor fünfzehn Jahren in der Weimarer Lotterie eine silberne Fischgabel. Sehr „glücklich“; ich esse nämlich überhaupt keinen Fisch. Und: Finanzgenie! Gerechter Himmel. Ich bin geradezu eine wandelnde Verführung für einen Wiener Zahlkellner, sich zu „verrechnen“. Ich merke's nie! Aber weiter, bitte.

„Durch den Geiz des Schreibers ist eine gewisse Härte — ich bitte die sehr harten ‚t‘ zu beachten — notwendigerweise bedingt. Alle Leidenschaften sind bei ihm einzig auf den Erwerb gerichtet, und er ist in den Mitteln durchaus ohne Vorurteil und Gewissen“.

Danke verbindlichst! Vielleicht ein bißchen „Ölheimer Petroleumquellen“? Oder bloß Rautionschwindel?

Ich zerknülle meine Charakterbeschreibung Nr. 1 ärgerlich und werfe sie verächtlich in die Ecke. Nun zu Nr. 2. Ich nehme mir vor, auf alle Fälle ruhig zu bleiben und mir keine Zwischenbemerkungen mehr zu erlauben. Es ist der Brief an den Rentier:

„Sehr geehrter Herr! Ihr Freund ist einer der kompliziertesten Charaktere, die ich kenne. Er hat mich sieben Arbeitsstunden gekostet, und ich sah mich genötigt, noch einen Famulus zuzuziehen, wodurch sich die Auskunft um drei Mark verteuert. Eines ist gewiß: Ihr Freund ist ein starker Esser, fast möcht' ich sagen: ein Freßer. Ein Genußmensch allerersten Ranges. Spanferkel dürfte er besonders lieben. Ich bitte auf die Zärtlichkeit zu achten, mit der die ‚Ferkel‘ in der Niederschrift fast kalligraphisch von ihm behandelt sind. Auch in der Zahl der Ferkel ‚hundertzwanzig‘ hat er offenbar geschwelgt. Sein Gehirn war ganz getränkt mit der Vorstellung so vieler knuspriger Ferkel, als er schrieb. In der Liebe scheint er untüchtig. Die Schleifen sind dazu nicht rund und nicht weich genug. Doch hätte ich, um da klar zu sehen, die Probe eines großen ‚D‘ gewünscht, die leider in dem von ihm gewählten Satz nicht vorkommt. Seine Intelligenz ist sehr bescheiden. Er ist auch ohne Strebbarkeit und Energie, wie mir das schlaffe ‚heutige‘ vor ‚Viehmarkt‘ zur Genüge beweist. Sein Geist zielt eben nie über das ‚Heutige‘ hinaus, wie das bei sehr bescheidenen Intelligenzen zu sein pflegt —“

Danke. Ich habe genug. Also bis jetzt bin ich ein „Finanzgenie“ von „bescheidener Intelligenz“, ein „in den Mitteln skrupelloser“ „Fresser“. Das sollte fast reichen. Aber nein, weiter!

Nr. 3 ist an meinen Freund, den Advokaten. Nun bin ich neugierig.

„Auf Ihr Geheiß vom . . . gestatte ich mir — Abrechnung liegt bei — die folgende Auskunft zu geben. Schreiber gehört ohne Zweifel Ihrer Klientel an. Ich zögere nicht (nachdem ich seine ‚h‘ im ‚Viehmarkt‘ gesehen), ihn unter die Gewohnheitsverbrecher einzureihen. Seine Handschrift ähnelt ungeheuer jener Nr. IX, die Ferriani, Staatsanwalt in Como, in seinem Buche ‚Der Briefwechsel der Gewalttätigen‘ (S. 265) beschreibt. Das war ein Dienstmann — ähnlich dürfte auch die Beschäftigung Ihres Klienten sein — ein Schwindsüchtiger mit hervorspringenden geröteten Fochbeinen und grauen, umrußten Augen. Falsch und verlogen selbst in den geringsten und unbedeutendsten Dingen. Tierquäler, Gewohnheitstrinker und stark erotischen Neigungen unterworfen. Eine erheuchelte Sentimentalität (vergleiche Lombroso, ‚Kerker-Palimpseste‘, S. 211. Selbstbiographie des Betrügers M.) läßt ihn der Leichtgläubigkeit sehr gefährlich werden — vergleichen Sie die spitz hingestochenen ‚Ferkel‘ — auch dürfte Neigung zu epileptischen Anfällen vorhanden sein — —“

Das ist ja ein niedliches Krankheitsbild. Ich bin wirklich schwach genug, in den Spiegel zu sehen, ob ich „hervorspringende, gerötete Fochbeine“ habe. Nein, wirklich nein. Und Tierquäler? . . . „Sekt“, mein treuer, alter Budel, dreht sich gewiß im Grabe um, wenn er das hört. Guter, alter „Sekt“, dein Herr ein Tierquäler! Was hast du mit dem stumpfen Schwänzchen gewedelt, wenn er dich rief! . . . Aber schnell was anderes, sonst kommt die „falsche Sentimentalität“ . . . Also Nr. 4. Die Auskunft von dem Arzt:

„Ich gestatte mir, sehr geehrter Herr Doktor! Ihnen anbei die mir zur Prüfung gütigst überlassene Schriftprobe Ihres armen Patienten zurückzugeben. Es war für mich beim Anblick des ersten Wortes klar, daß es sich um einen Fall unheilbarer Melancholie handelt. Alle äußeren Zeichen der in die Hand übertragenen Präfordialangst durchbeben diese kleinen ‚m‘ und ‚n‘; besonders aber äußern sie sich in der nur flüchtig hingetupften Interpunktion. Nach den fast wagerecht liegenden Ferkeln zu urteilen, scheint es sich mir mehr um eine Melancholia passiva mit ihrer regungslosen Versunkenheit in dumpfem Seelenschmerz zu handeln, als um Melancholia activa, obschon in den spitz und unregelmäßig genommenen ‚Ochsen‘ des Textes unzweifelhaft etwas Aggressives lauert. Vielleicht, daß die Niederschrift dieses Wortes in dem armen Kranken die Wahnidée eines bevorstehenden Stiergefehchts oder aber einer persönlichen Beleidigung durch das vielverwendete Wort hervorgerufen. Heilung scheint ja nicht ausgeschlossen . . .“

Da ich gerade an einem Lustspiel arbeite, so ist ja allerdings wünschenswert, daß die Heilung der „Melancholia passiva“ rasche Fortschritte macht. . . Aber nun den Segten. An meinen Freund, den Leutnant bei den Dragonern.

„Ew. Hochwohlgeboren gestatte ich mir auf die mir von Ew. Hochwohlgeboren freundlichst übersandte Schriftprobe in geziemender Ehrfurcht zu antworten, daß unsere Kunst denn doch zu ernst ist, um darüber zu scherzen. Sie legen Ihrem werten Schreiben, wie Sie bemerken, die Schriftprobe eines ‚Freundes‘ bei. Halten Ew. Hochwohlgeboren uns, die sich seit Jahren einzig mit der ‚Graphologie‘ beschäftigen, für so töricht, daß wir nicht sofort dieses so durchsichtige, wie zarte Geheimnis durchschauen. Den Brief hat — ich brauche nur den zart geschnörkelten „Viehmarkt“ zu prüfen, in dem eine Welt von Zärtlichkeit und sinnigen Gefühlen liegt — eine Dame geschrieben. Eine junge Dame, deren Herz noch liebefähig, sogar — wenn ich so indiscret sein darf — stark liebefähig ist. Die Muskulatur der Hände scheint aber — ich sehe das aus kleinen Entgleisungen der ‚Ferkel‘-Konsonanten — nicht sehr ausgebildet. Es ist eine junge Dame mit wohlgepflegten, zarten Händen, die sich mit Schreiben recht wenig beschäftigt, die aber, welche Tätigkeit sie auch ausübt, gewöhnt ist, auf Grazie der Form großen Wert zu legen. Ein Hang zur Verschwendung ist nicht zu leugnen. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich als liebenswürdige Schreiberin eine Freundin Ew. Hochwohlgeboren, eine Tänzerin zwischen 20 und 25 Jahren annehme; eine Vermutung, die durch das rhythmisch Wogende in der Schlusszeile sowie durch die fehlerhafte Interpunction vorzüglich unterstützt wird“

So. Nun weiß ich's genau. Wie würde wohl Schelling seinen schönen Satz auf diese fünf Auskünste anwenden?

. . . Gerade eben war der Briefträger wieder da. Ich habe ihm aber kein zweites Markstück gegeben.

(Wir drucken diese Skizze, welche eine bekannte Modewissenschaft nicht übel geißelt, mit Erlaubnis des Hrn. Verlegers aus R. Presbers köstlichem Buche „Von Leuten, die ich lieb gewann“, als Beleg zu unserer Rezension im Märzheft ab. Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehboc. Nr. 3.50.)

Wanderungen im Berner Land.

Von Dr. Hans Bloesch, Bern.

Einen Edelstein, der mit seinem Glanze dem Lande zur Zierde gereiche, nannte vor schon mehr als 400 Jahren ein begeisterter Besucher die Stadt Bern; mit ebenso großer Berechtigung kann man auch von der entzückend schönen Umgebung sagen, daß sie der Stadt zur Zierde gereiche. Es ist eben wie bei einem edlen Stein, der erst durch die entsprechende Fassung zur vollen Bedeutung kommt; wo eines das andere hebt, eines ohne das andere nicht mehr denkbar ist.